

„Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ (Martin Buber)

1. Einleitung

Kennen Sie vielleicht zufälligerweise die Bahnstation mit dem merkwürdigen Namen «Ich»? Die SBB haben lange Zeit mit Plakaten für diesen ortlosen Ort geworben, der aus einem einzigen Menschen besteht. Das «Ich» gehört inzwischen zu den beliebtesten Reisedestination überhaupt. Kluge reisen im Zuge zu sich selbst – bequem und im Halbstundentakt!

Die Metapher sitzt. Betrachte ich nämlich die gegenwärtige kulturelle Landschaft, wird eines besonders deutlich: Die Pluralisierung der Lebensformen und sozialen Beziehungen führt insgesamt in eine zunehmende Individualisierung. Einheitliche Lebensformen nehmen ab. Wir werden aus Bindungen, Traditionen, Verankerungen und Institutionen herausgelöst, die lange Zeit Wissens- und Wertesysteme bewahrt und weitergegeben haben. Am Horizont erscheint als ein neuer Sozialisationstypus der radikal auf sich selbst zurückgeworfene Einzelmensch, der *lonsome cowboy*. Beinahe alles dreht sich um die Achse des eigenen Ichs und wir sind herausgefordert, unser Leben zu designen und auch zu verantworten.

Der gesellschaftliche Wandel ist radikal und erklärt das besonders in den Wohlstandsgesellschaften westlicher Prägung weit verbreitete *Pathos der Selbstgestaltung*. Wir wollen ein eigenständiges, freies resp. autonomes Leben führen. Wir wollen für uns selbst bejahenswert sein und uns selbst zur vollen Entfaltungen bringen. Begriffe wie *Selbstgestaltung*, *Selbstentwurf*, *Selbstverwirklichung* und *Selbstsorge* gehören zum Grundwortschatz postmoderner Individuen. Gegen diese Lebensgestaltungsprozesse der Individuierung, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung zunächst nichts einzuwenden. Im Gegenteil: Sie bestärken den Einzelnen, ganz den Intentionen *der Philosophie der Lebenskunst* entsprechend, in seinem Wunsch und Streben nach Selbstaneignung und Selbstmächtigkeit.

Für das Subjekt der Lebenskunst ist *das Pathos der (Lebens-) Selbstgestaltung* geradezu charakteristisch. Der Einzelne soll sein Leben frei und eigenständig führen lernen. Das umfasst die Fähigkeit zur Selbstgestaltung und zur Sorge um sich selbst und Andere. Dass es dabei keineswegs ausschliesslich um Ich-Pflege und damit um das Ausblenden der gesellschaftlichen Dimensionen geht, will ich mit einem Zitat von Wilhelm Schmid ausdrücklich unterstreichen: „*Lebenskunst mag grundsätzlich die Sache von Individuen sein, gleichwohl ist sie nicht eine rein individuelle Angelegenheit, denn sie braucht, um sich entfalten zu können, Andere und die Gesellschaft; sie braucht Verhältnisse, für die ein Individuum nicht allein sorgen kann. Daher ist Lebenskunst auch eine gesellschaftliche Angelegenheit, [...] schon aus*

*diesem Grund kann sie einem unpolitischen Individualismus keinen Vorschub leisten.*¹

Problematisch wird die Sache erst, wenn sich das *Pathos der Selbstgestaltung* in Form hedonistisch überzogener und autonomiesüchtiger Selbstverwirklichungswünsche selbst zu pervertieren beginnt und das Dauererede über Ich-Findung epidemisch wird. Die Vielfalt der narzistischen Selbstbilder gibt Auskunft über den Grad der Pervertierung. Kein Wunder boomt in Gesellschaften des Hyperindividualismus die Selbsterfahrungsindustrie. Verzweifelt suchen die Menschen in unzähligen Workshops einen Zugang zu sich selbst. Sie hetzen von Erlebniskick zu Erlebniskick, verschleissen grenzenlos Ressourcen und umschmeicheln ihr Selbst in Wellness-Oasen. Wir sind rastlos und dauernd auf der Suche nach uns selbst. Doch was finden wir eigentlich, wenn wir uns ständig selbstreferentiell umkreisen? Widerfährt uns vielleicht das gleiche Schicksal wie jenem Fischer bei Max Frisch, der immer nur sich selbst im Netz an Land zog und schlussendlich verhungerte?

Subjektivität resp. Individualität, die nur auf sich selbst verweist, läuft Gefahr, dass die Anderen und Anderes aus dem Blickfeld geraten und nicht mehr wahrgenommen werden. Zieht sich alles auf den immer kleiner werdenden Punkt des eigenen wahren Ichs zurück, werde ich mein eigenes Universum. Ich bin Ich resp. die Welt. Diese Vereinseitigung oder Verabsolutierung des Ichs riskiert den Verlust sämtlicher Beziehungen zu anderen Menschen, der Welt der Dinge und schliesslich zu uns selbst. Erst die Öffnung hin zu Anderen und Anderem ermöglicht ein mit Welt und anderen Menschen angereichertes Selbst. Zum Menschen wird der Mensch auch durch seine Wechselwirkung mit Anderen. Wir sind von unserem Wesen her Beziehungswesen. Diese grundsätzliche Bezogenheit verhindert, dass sich alles nur um mich selber dreht. Ich-Werdung vollzieht sich, psychologisch gesprochen, nie ausschliesslich über den Akt reiner, ichzentrierter Selbstverwirklichung. Unsere Selbstgestaltung vollzieht sich über die Gestaltung von Beziehungen zu Anderen und Anderem.

Mein Referat plädiert demgemäss für beziehungsfähige, dialogische Menschen und wendet sich resolut gegen den Begriff eines monadischen Individuums, das alle Eigenschaften in sich selbst zu enthalten glaubt. Der Mensch lebt nicht als hermetisch abgeschlossene Monade, sondern als ein Individuum, das für sich selbst und Andere lebt und trotzdem sein Leben frei und eigenständig führt. Ein paar Argumente für diese These will ich Ihnen nun nachliefern.

¹ Schmid, Wilhelm; Philosophie der Lebenskunst, Frankfurt 1999, S.11

2. Der Mensch ein beziehungsfähiges Wesen

Dass der Mensch auch ein soziales Wesen ist, wissen wir – auch ohne philosophische Reflexion – aus unseren Alltagserfahrungen. Dies bezeugt etwa die Anekdote des *Adam de Salimbene* aus dem 13. Jahrhundert. Er berichtet folgendes: *Friedrich II. von Hohenstaufen* habe die Ursprache der Menschen herausfinden wollen und deshalb Kinder zwar von ihren Ammen säugen lassen, sie aber sonst sprachlos und damit a-sozial zu behandeln befohlen. Die Mühe aber sei vergeblich gewesen – alle Kinder starben.²

Den Menschen als soziales Wesen festgestellt hat vor allem *Aristoteles* (384 – 324 v. Chr.). Anders als etwa *Platon* (427 – 347 v. Chr.) sieht Aristoteles bei der Entstehung des Staates nicht die Schwäche des Individuums als Anlass zum Zusammenschluss, sondern dessen natürliche Neigung zur Gemeinschaft. Seine klassische Formel lautet: Der Mensch ist von Natur aus ein staatenbildendes Wesen, *ein zoon politikon*. Der Mensch ist nicht nur auf das blosse Überleben eingerichtet, sondern auf eine Gemeinschaft. Und die Aufgabe des Staates ist die sittliche Vervollkommnung der Bürger. Er besteht um des glücklichen und guten Lebens willen.³ Evolutionstheoretiker kommen heute zum selben Ergebnis: Der Mensch, argumentieren sie, sei von Anfang an ein soziales Wesen; sein Leben in der Gemeinschaft wirke humanisierend – erst im Zusammenleben sei er entstanden.

Beziehungen zwischen Menschen stellen sich her, wenn sie zueinander in Wechselbeziehung treten. Diese menschliche Grunderfahrung weitet der jüdische Philosoph *Martin Buber* (1878 – 1965) aus zur fundamentalen Frage nach dem *In-der-Welt-Sein* des Menschen überhaupt. Nach Buber entscheidet über die Art und Weise unseres *In-der-Welt-Seins* das Doppelprinzip von (*Ur-*) *Distanzierung und Beziehung*. Doch was sollen wir uns darunter vorstellen? Ich will Ihnen das ganz kurz erläutern.

Buber spricht den Tieren einen Lebensbereich zu, den Menschen die Welt. Für Tiere ist die Umgebung nur insoweit von Bedeutung, als sie für die Lebensfunktionen des Tieres wichtig ist. Ganz anders verhält es sich mit der Welt. Sie ist mehr als ein zum Leben notwendiges Konglomerat von Sinneseindrücken. Wir erfahren sie als ein selbständiges, abgerücktes Gegenüber, weil wir von ihr abgetrennt sind. Buber nennt das menschliche Urdistanz. Wir erleben uns als Abgetrennte. Diese Wahrnehmungsweise unterscheidet den Menschen vom Tier. Der Mensch setzt sich ab von seiner Umgebung. Er rückt ab von der Welt. Doch ist die Welt erst einmal zum

² vgl. Halbfas, Hubertus und Ursula (Hrsg.); *Das Menschenhaus*, Düsseldorf 1972, S. 9-11

³ vgl. Kunzmann, Peter/Burkard/Franz-Peter/Wiedmann, Franz (Hrsg.); *dtv-Atlas zur Philosophie*, München 1991, S.53

selbständigen Gegenüber geworden, müssen wir uns notwendigerweise zu ihr verhalten. Buber sieht zwei Möglichkeiten, wie wir uns zur Welt verhalten können: Wir können sie als distanzierte Umgebung belassen oder zu ihr in Beziehung zu treten.

Belassen wir die Welt in der Distanz, behandeln wir sie wie ein Objekt. Sie wird zum blossen Material. Wir können es analysieren, vermessen, wägen, klassifizieren und instrumentalisieren. Erst wenn wir sie in einen Beziehungsakt mit einbeziehen, kann sich eine emotionale Einstellung entwickeln und Begegnung ereignen. Der Mensch verwirklicht sein Menschsein über Beziehungsbewegungen. Dazu ein Zitat von Buber selbst:

„Die Welt ist dem Menschen zwiefältig nach seiner zwiefältigen Haltung. Die Haltung des Menschen ist zwiefältig nach der zwiefalt der Grundworte, die er sprechen kann.

[...]

*Das eine Grundwort ist das Wortpaar Ich-Du,
Das andre Grundwort ist das Wortpaar Ich-Es;*

[...]

Somit ist auch das Ich des Menschen zwiefältig.

Denn das Ich des Grundwortes Ich-Du ist ein andres als das des Grundwortes Ich-Es.

[...]

Das Grundwort Ich-Du kann nur mit dem ganzen Wesen gesprochen werden.

Das Grundwort Ich-Es kann nie mit dem ganzen Wesen gesprochen werden.“⁴

Und weiter: *„Wer Du spricht, hat kein Etwas zum Gegenstand. Denn wo Etwas ist, ist anderes Etwas, jedes Es grenzt an andere Es, Es ist nur dadurch, dass es an andere grenzt. Wo aber Du gesprochen wird, ist kein Etwas. Du grenzt nicht.*

Wer Du spricht, hat kein Etwas, hat nichts. Aber er steht in der Beziehung.“⁵

3. Begegnungsvermeidung als Strategie

Ich habe gezeigt, dass die Verwirklichung des Menschseins abhängt von der Anzahl der Beziehungsbewegungen. Überwiegt der Anteil der Distanzierungen bzw. der Subjekt-Objekt-Relationen auf Kosten der Beziehungsbewegungen, bewirkt das verheerende Folgen Es droht eine breite Kontaktlücke, die uns von den Mitmen-

⁴ Buber, Martin; Ich und Du, Darmstadt (11. Aufl.) 1983, S. 9

⁵ ebd. S. 10f

schen, den anderen Lebewesen und den Dingen der Welt entfremdet. Blicke es bei dieser Entfremdung, wir würden unser Menschsein verfehlen.

Wir kennen verschieden Formen des Zusammenseins. Welchen Beitrag leisten sie zur Verwirklichung des Menschen als ein soziales und beziehungsfähiges Wesen? Ich kann hier aus Zeitgründen nicht auf alle Formen des menschlichen Zusammenseins eingehen. Fragen wie die nach dem (Beziehungs-) Verhältnis von Mensch und Tier oder Mensch und Natur lasse ich aussen vor. Ich beschränke mich auf Formen des zwischenmenschlichen Zusammenseins. Ich beginne mit zwei Extremvarianten, die ich als Strategien der Begegnungsvermeidung bezeichne. Ich rede von der weit verbreiteten Pseudo-Toleranz der Beliebigkeit resp. Gleichgültigkeit und dem Fundamentalismus. Beide halten Distanz zum Gegenüber. Mit den Anderen wollen beide nichts zu tun haben. Sie bleiben Fremde.

Die Pseudo-Toleranz der Gleichgültigkeit resp. Beliebigkeit und der Fundamentalismus sind verwandt im Gegensätzlichen. Beide repräsentieren als *Begegnungsvermeidungsstrategien* bloss zwei Seiten einer Medaille. Weil eine wirkliche Begegnung mit dem Fremden, den Anderen nicht stattfinden darf oder kann, wird es entweder bekämpft oder zu etwas Gleichgültigem erklärt.

Der Fundamentalismus beispielsweise rebellierte gegen eine Welt, die keine absolute Wahrheit mehr kennt und alles als relativ betrachtet. An Stelle des Zweifels und der generellen Ungewissheit und Unsicherheit setzt er sein absolutes Wissen. Die eigene Sichtweise wird zur fundamentalen Wahrheit, zur unbezweifelbaren Gewissheit! Fundamentalisten behaupten den absoluten Sinn und befehlen ihn. Sie kennen die Antworten und diese sind immer schon vor den Fragen da. Was gilt, gilt absolut und kann hergebetet werden. Fundamentalistisches Denken und Verhalten zeigt sich immer in der Art und Weise der Kommunikation resp. in der Unfähigkeit, mit Anderen auf gewaltlose Art umzugehen. Fundamentalismus ist eine *Begegnungsvermeidungsstrategie*. Fundamentalistische Weltbilder dulden keine Widersprüche und verunmöglichen dadurch jede dialogische Begegnung.

Gleichgültigkeits- und Beliebigkeitsverhalten dagegen umgehen jede ernsthafte Auseinandersetzung mit den Anderen aus Gründen der Bequemlichkeit. Alles wird als gleichwertig, gleicherweise bedeutungslos oder belanglos nebeneinander gestellt. Der Slogan "*anything goes!*" beschreibt exakt diese Haltung *völliger Indifferenz*. Er ist eine Mogelpackung. Denn in Wahrheit verhält es sich im Leben nicht so, dass alles ginge, sondern nur einiges geht im Sinne des Gelingens, während anderes bloss ein Stück weit geht und wieder anderes schlicht daneben geht oder zugrunde geht. Es macht einen Unterschied, ob ich autistisch in überfüllten Zügen

mein eigenes Abteil wie eine Trutzburg mit Koffern und Mänteln verteidige oder mich auf Andere einlasse, indem ich sie zu sitzen lasse.

Der Satz „*Hauptsache es stimmt für mich!*“ gilt nicht unter allen Umständen. Auch dann nicht, wenn ihn alle aus Bequemlichkeit schlucken. Wer als Ignorant konsequent jeder eingehenden, wahrhaftigen Argumentation und Auseinandersetzung ausweicht, verwechselt Toleranz mit Beliebigkeit.

Fazit: Toleranz der Gleichgültigkeit resp. Beliebigkeit und Fundamentalismus leisten keinen Beitrag zur Dialog- und Beziehungsfähigkeit. Sie reissen Gräben ohne darüber Brücken zu schlagen und verunmöglichen damit Beziehungsbewegungen oder besser Begegnungen.

4. Fürsein

Die Grundlinie der Trennung findet sich nicht nur bei den radikalen Begegnungsvermeidungsstrategien, sondern auch in anderen Bezugs- resp. Beziehungsformen. In einer dauerbeschleunigten Welt beispielsweise erzeugen die Formen des mobilen Zusammenseins Orte des Vorbeigehens, der momentanen Nähe und sofortigen Abschiede. Personen treten nebeneinander auf; ihre gemeinsame Präsenz hat die Modalität des *Nebenseins*. Was immer Bestandteil dieser Art von Begegnungen sein mag, es ist episodischer Natur und neigt zur Folgenlosigkeit.

Gefragt wäre eine andere Art und Weise des Bezugs. Dafür steht der philosophische Begriff des *Fürseins*. Zygmunt Bauman sagt: „*Fürsein ist ein Sprung aus der Isolation zur Einheit; gleichwohl nicht zu einer Verschmelzung, jenem alten Mystikertraum von einer Befreiung von der Last der Identität, sondern zu einer Legierung, deren Kostbarkeit allein auf der Erhaltung der Andersheit und Identität ihrer Ingredienzen beruht.*“⁶

Planen, ersinnen, kalkulieren lässt das Fürsein nicht. Es erweist sich auch nicht als Sache der Wahl und der Vernunft. Es ist nichts von alledem, sondern zeigt sich als ein plötzliches *Sich-dem-Anderen-Öffnen*, als eine ungeplante Explosion der Nicht-Gleichgültigkeit, der abrupten Überbrücken der Distanz. Ein Ereignis.

Das Fürsein deute ich als emotionale Bindung an den Anderen. Damit bin ich bei der grundsätzlichen Frage angekommen „*Was geht mich der Andere, was gehen mich die Anderen an?*“ Sie gehört wesentlich zu einer Ethik des mitmenschlichen Kontaktes.

⁶ Bauman, Zygmunt; *Flaneure, Spieler und Touristen*, Hamburg 1977, S. 88

„*Wer Du spricht, hat kein Etwas, hat nichts. Aber er steht in der Beziehung.*“⁷ Dieser Satz von Buber führt mitten hinein in das Denken des grossen jüdischen Philosophen *Emmanuel Lévinas*. Lévinas durchbricht die endlos Drehung um die Achse des eigenen Ichs. Doch wie kommt der andere in mein Blickfeld? Was setzt Beziehungsbewegungen in Gang? Lévinas sagt: Blickkontakte. Augenkontakt. Gesichter. Das Antlitz des anderen Menschen. Das Gesicht ist nicht nur Schnittstelle zwischen Ich und Welt, Manifestation von Persönlichkeit, Bühne für Emotionen, undurchdringliche Oberfläche. Es inszeniert den Satz: „*Tu mir nichts an!*“ und appelliert so wird so an meine Menschlichkeit. Das vom Tod gezeichnete Antlitz des Anderen, so würde sich *Lévinas* ausdrücken, stellt meine Selbstgenügsamkeit und Ich-Bezogenheit in Frage und zwingt mich in eine unendliche Verantwortung gegenüber dem Mitmenschen. Weil die Anderen verletzlich, verwundbar und sterblich sind wie ich selbst, muss ich auf ihre Verwundbarkeit antworten. Ich bin den Anderen verantwortlich und deshalb auch für sie verantwortlich. Verantwortung ist der Entschluss, anderen Menschen gegenüber Antwort zu stehen. Sie ist Offenheit Anderen gegenüber! Ob ich allerdings dieser Aufforderung nachkomme, bleibt immer entscheidungsoffen. Es gibt keine Garantie dafür, dass diese Forderung auch erfüllt wird und ich auch wirklich Verantwortung übernehme. Verantwortung steht immer auch in Frage – ich kann es auch sein lassen!

5. Über das Zuhören

Zur Lebenskunst gehört die Einübung der Dialog- und Begegnungsfähigkeit. Nur so können wir unser Menschsein verwirklichen und an einer Ethik des mitmenschlichen Kontaktes mitarbeiten. Es braucht dialogische, begegnungsfähige Menschen, die sich auf das Zuhören verstehen. Das Zuhören ist der wohl wichtigste Bestandteil einer Ethik des mitmenschlichen Kontaktes resp. einer Dialogkultur.

Im Akt des Zuhörens bringe ich mein Interesse am Anderen zum Ausdruck. Im Zuhören zentriere ich die Aufmerksamkeit auf das Gegenüber und bezeuge eine Haltung der Offenheit, Ansprechbarkeit und Aufnahmebereitschaft. Wer zuhört, macht sich zugänglich und offen für Andere. Er setzt sich in Beziehung, übt sich in der *Kunst des Sich-Einlassens*.

Zuhören ist nicht immer ganz einfach. Es kann anstrengend und lästig sein. es kann überfordern oder sich gar als risikoreich erweisen. Zuhören setzt deshalb gegenseitiges Vertrauen voraus. Ausserdem auch Sicherheit, Unbekümmertheit und die Fähigkeit sich ohne Angst vor Bedrohung, Verletzung, Verlust, Desorientierung oder

⁷ Buber, Martin; *Ich und Du*, Darmstadt (11. Aufl.) 1983, S. 11

Indoktrination den verschiedensten Einflüssen aussetzen zu können. Ich zitiere die deutsche Philosophin Christina Thürmer-Rohr: „*Im Zuhören tritt etwas Anderes in das eingene Innere ein. Und so hat jede Begegnung über das Zuhören zur Folge, dass das, was zuvor selbstverständlich oder richtig erschien, seine Selbstverständlichkeit verlieren kann.*”⁸ Zuhören kann mich irritieren, erschüttern oder gar radikal verändern. Ich weiss nie genau, was mit mir passiert, wenn ich mich auf Begegnungen einlasse. Wer sich absolut treu bleiben will, hört nicht zu. Wer sich nicht vom Wege abbringen lassen will, schaut weder rechts noch links.

Das Zuhören, verstanden als offene Haltung zur Welt und den anderen Menschen, ist nicht mit einem Identitätsverständnis zu vereinbaren, das ein geschlossenes, stabiles und konsistentes Ich-Gehäuse verspricht. Denn nach diesem Modell gilt als erfolgreich sozialisiert, wer ohne Abweichung ans vorgegebene gesellschaftliche Normen- und Rollenspiel angepasst ist. Ziel und Erfolg der Persönlichkeitsentwicklung ist hier das selbstsichere, selbstbewusste, autonome Subjekt, das seinen Platz in der Gesellschaft ein für allemal gefunden hat und mit dem sicheren Gefühl innerer und sozialer Kontinuität ausgestattet ist. Am Odysseus-Mythos lässt sich die Entwicklung einer herrschaftsorientierten und zugleich zwanghaften Identität illustrieren: Um dem Unfassbaren, Unbeherrschbaren, dem Fremden, der Natur und den Sirenen zu widerstehen, muss Odysseus ein in sich abgeschlossenes, mit sich selbst identisches Selbst schaffen und krampfhaft zusammenhalten.

„Um die Auflösung seiner Identität zu vermeiden, muss Odysseus zu der Methode der Selbstblockierung und Wahrnehmungsvermeidung greifen und diese seinen Untergebenen befehlen. Die Ruderer bekommen Wachs in die Ohren, um ohne Irritation ihre Arbeit zu absolvieren und sicher ans Ziel zu kommen. Und er selbst bindet sich an den Mast. Und je mehr er hört, um so stärker muss er sich fesseln. Nur so bleibt das Gehörte folgenlos, nur so bleibt er Herr eines eingeschnürten Selbst, und nur so gibt er dessen Erweiterung oder Auflösung keine Chance. Er beherrscht sich, fesselt sich, bezwingt sich, und das Selbst kann überleben. Aber wie? Das identisch verharrende Selbst, das in Starrheit und Unerbittlichkeit bleiben will, was und wie es ist, kann sich nur in Abwehr gegenüber dem Fremden, Unbekannten und Ausgegrenzten halten. Identität wird zum Schutz vor dem Anderen.

Diese Interpretation des Mythos vom Odysseus ist für den Zusammenhang von Identität und Zuhören von besonderem Interesse. Das Hören und Zuhören wird hier zu einer Metapher, die zeigt, wodurch eine Identität zu gefährden ist, der es in erster Linie um Selbstbehauptung geht. Wer unbedingt als das bestehen will, was er ist, darf nichts hören. Taubheit bzw. gefesseltes Hören sind die Mittel, um diese

⁸ Thürmer-Rohr, Christina; Hören und Zuhören, Villa Cassandra 92,1

Identität zu wahren. Der Preis ist ein gepanzertes, abgeschottetes und verarmtes Individuum, das sich dann für siegreich und überlegen hält, wenn es sich vom Fremden und Anderen erfolgreich abgrenzen und abtrennen kann, wenn es also immun bleibt.”⁹

Menschen, die sich aufs Zuhören verstehen, sind dialog- und begegnungsfähiger. Sie können das Grundwort Ich-Du mit ihrem ganzen Wesen sagen. Sie erleben das In-Beziehung-Sein nicht nur als beängstigendes Wagnis, sondern auch als möglichen Aufbruch, der auch mit Freude, Lust, Neugier und persönlichem Gewinn angereichert sein kann. Das *Zuhören-Können* und *Zuhören-Wollen* ist für eine menschliche Welt von zentraler Bedeutung. Denn erst das Zuhören als Hinwendung zur Welt und zu den anderen Menschen, ermöglicht *wirkliche Begegnung* und fördert das gegenseitige *Verstehen*.

Krishnamurti sagt:

„Wo beginnen wir nun, uns selbst zu verstehen?

Hier bin ich, und wie soll ich mich beobachten, wie soll ich erkennen, was tatsächlich in mir vor sich geht?

Ich kann mich nur in Beziehungen zu anderen wahrnehmen, weil alles Leben Beziehung ist.

Es hat keinen Sinn, in einer Ecke zu sitzen und über sich selbst zu meditieren. Ich kann nicht für mich allein bestehen.

Ich existiere nur in Beziehungen zu Menschen, Dingen und Ideen und indem ich meine Beziehungen zu den äusseren Dingen untersuche, fange ich mich an zu verstehen.“¹⁰

Ich komme zum Schluss.

6. Schluss

Alles Leben vollzieht sich in Beziehungen. Wir Menschen sind von unserem Wesen her Beziehungswesen. *„Das Grundwort Ich-Du stiftet die Welt der Beziehung.*“¹¹ Wir sind grundsätzlich bezogen auf Andere und Anderes. Unsere Selbstgestaltung umfasst auch die Gestaltung von Beziehungen. Wir sind dialogisch verfasst. Hölderlin sagt. *„Der Mensch ist ein Gespräch.*“

⁹ vgl. ebd. 5

¹⁰ Krishnamurti; Einbruch in die Freiheit

¹¹ Buber, Martin; Ich und Du, Darmstadt (11. Aufl.) 1983, S. 12

Ich bin, weil du bist. Ich jedenfalls wüsste nicht, wer ich wäre, wenn ich nicht mit anderen die Möglichkeit hätte, es herauszufinden. Was ich bin, bin ich wesentlich durch Andere. Ich habe mich vielen Menschen zu verdanken – auch solchen, die mir in schwierigen Phasen gnädig waren. Von Anbeginn meines Daseins bin ich verstrickt mit Anderen und ihren (Lebens-)Geschichten. Die Anderen sind Teil meiner Selbstverwirklichung, meiner Selbstwerdung und nicht deren Verhinderung. Bezogensein auf Andere kann auch eine Bereicherung sein.

Die grundsätzliche Bezogenheit auf Andere stört den Selbstkult, den narzistischen Tanz um das eigene, *goldene* Ich und verhindert die Ausgrenzung all dessen, was nicht unmittelbar die eigenen Interessen betrifft oder mir als Mittel meine Zwecke heiligt. Ich bin zwar Ich, doch der Rest ist auch mein Problem! Der unbedingte Wille zur Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung monadischer Individuen negiert die anderen Menschen und deren Selbstbestimmungswillen.

Das Ich schafft sich nicht aus dem Nichts. Menschliches Dasein vollzieht sich in seiner Verwirklichung als ein Miteinander. Bewusstsein und auch Selbstbewusstsein ist von seiner Entstehung her bestimmt als ein Beziehungsgeflecht resp. Verbindungsnetz zwischen Mensch und Mensch. Autonome Selbstgestaltung und Selbstsorge ist nicht mit Sorglosigkeit den anderen Menschen gegenüber zu verwechseln. Wir sind nicht getrennt von all den Beziehungsnetzen, in die hinein wir verwoben sind und aus denen heraus wir leben.

In einer radikal pluralistischen, globalisierten, beschleunigten Welt wird die Beziehungsfähigkeit zu einer Kernkompetenz und zu einer Bedingung der Möglichkeit eines gelingenden Lebens. Beziehungsfähigkeit als Begegnung, ist Hinwendung und Zuwendung zugleich. Wir begegnen der Welt, wenn wir uns zu ihr in Beziehung setzen. Ich plädierte deshalb vehement für die Erlernung der *Kunst des Sich-Einlassens*. Wir Menschen sind Beziehungswesen. Wir sind dialogisch verfasst. Selbstfindung, Selbstgestaltung und Selbstsorge gefährden sich durch den Egokult und nicht durch die Öffnung hin zu Anderen und Anderem. Der autonome Mensch wäre zugleich der dialogische, der beziehungsfähige Mensch, der nicht aus Angst vor dem Du, jede vertraute Nähe meidet.

Das letzte Wort überlasse ich *Martin Buber*. Ich zitiere: „*Das Du begegnet mir von Gnaden – durch Suchen wird es nicht gefunden. Aber dass ich zu ihm das Grundwort spreche, ist Tat meines Wesens, meine Wesenstat.*“

Das Du begegnet mir. Aber ich trete in die unmittelbare Beziehung zu ihm. So ist die Beziehung Erwählt werden und Erwählen, Passion und Aktion in einem. [...]
Das Grundwort Ich-Du kann nur mit dem ganzen Wesen gesprochen werden. Die

*Einsammlung und Verschmelzung zum ganzen Wesen kann nie durch mich, kann nie ohne mich geschehen. Ich werde am Du; Ich werdend spreche ich Du. Alles wirkliche Leben ist Begegnung.*¹²

Ich danke Ihnen für Ihr aufmerksames Zuhören.

¹² Buber, Martin; Ich und Du, Darmstadt (11. Aufl.) 1983, S. 18